

In den Ferien ging's in den Wald

Ein Erlanger Medizin-Professor erinnert sich an seine Studienzeit in der DDR

Für Prof. Arndt Hartmann, seit 2007 Inhaber des Erlanger Lehrstuhls für Pathologie, kam die „Wende genau richtig“, wie er sagt. 1990, bei der Wiedervereinigung, hatte er sein Mediziner-Examen in der Tasche. Nach der Doktorarbeit und dem Praktischen Jahr war er 1992 – zusammen mit einem Kumpel – der erste Ossi, der mit einem Stipendium der Deutschen Krebshilfe eine renommierte Klinik in den USA gegen konnte.

Wenn er sich heute an sein Medizin-Studium in der DDR erinnert und es mit dem Studium vergleicht, das er ab 1995 als Dozent am Uni-Klinikum in Regensburg erlebt hat, fallen ihm einige gravierende Unterschiede auf:

Studienzulassung

„Grundvoraussetzung für einen Studienplatz in Medizin war nicht

nur ein Notendurchschnitt von etwa 1,5, sondern vor allem, dass man – als Mann – drei Jahre bei der Armee gedient hatte. Die Mädels hatten stattdessen ein Jahr lang Pflegepraktikum zu leisten. Darüber hinaus brauchte man etwas Glück, denn ein Drittel der Studienplätze war für Kinder aus Arbeiterfamilien reserviert. Alle, die wie ich aus einer sogenannten Intelligenzler-Familie kamen, wurden auf die Studienplätze verteilt, die dann übrig waren. Bei der Armee wurde man als angehender Medizinstudent zwar schnell zum Unteroffizier befördert, aber die volle Armee-Zeit musste man trotzdem durchziehen.“

Studienort

„Normalerweise wurden die Leute aus Sachsen zum Studium nach Dresden oder nach Leipzig geschickt und die aus Thüringen nach Jena. Warum ich als Sachse aus Freiberg nach Jena gekommen bin, weiß ich gar nicht mehr. Am Studienort haben wir im Wohnheim in Vierer-Zimmern ge-

wohnt. Da waren zwei Stockbetten drin, eine kleine Küche und ein kleines Bad. Der Wohnungsmarkt in der DDR war ja streng reglementiert, da hat man kaum anderswo ein Zimmer oder gar eine eigene Wohnung bekommen.“

Studienorganisation

„Wir waren 180 Medizin-Anfänger, und die wurden in sechs Gruppen zu je 30 Leuten aufgeteilt. In dieser Seminargruppe ist man das ganze Studium über geblieben, das heißt, diese 30



Leute haben alle Vorlesungen, Seminare und Kurse gemeinsam absolviert – wie eine Klasse in der Schule. Das galt übrigens auch für einen großen Teil der Semesterferien. Wir hatten im Sommer sechs Wochen Ferien und im Winter vier Wochen. Richtig frei hatten wir jedoch nur jeweils die

Hälfte dieser Zeit. In der anderen Hälfte der Zeit mussten wir bestimmte Dienste leisten.

Im Winter, wenn die ganze DDR geheizt hat, ging es zum Braunkohle Hacken. Wir mussten die Braunkohle, die sonst zu großen Klumpen gefroren wäre, so klein hacken, dass sie fürs Heizen verwendbar war. Im Sommer hieß es dann: auf zum Ernteeinsatz. Dann hat die ganze Seminargruppe Apfel gepflückt oder im Wald Bäume gefällt. Da war immer sehr viel Gaudi angesagt. Abends haben wir die Landkneipen unsicher gemacht und morgens unter den Bäumen unseren Rausch ausgeschlafen.“

Studienfinanzierung

„Lehrveranstaltungen waren von morgens bis abends, ein Student in der DDR hat nicht nebenher gearbeitet. Es hat ja jeder ein Grundstipendium von 200 Mark im Monat bekommen, davon gingen 10 Mark für den Wohnheimplatz weg, so dass man genug Geld zum Leben hatte. Ein

Essen in der Mensa kostete 50 oder 60 Pfennig. Für die besten zehn Prozent in jeder Seminargruppe gab es zusätzlich ein Leistungsstipendium von 100 Mark. Das war zwar eigentlich gar nicht im Sinne des Sozialismus, aber es hat deswegen keinen Neid gegeben, sondern es war Ansporn.“

Studieninhalt

„Unser Medizinstudium in der DDR war weitaus praxisnäher als das im Westen. Wir haben viel mehr am Patientenbett gelernt, so wie es jetzt im Kleingruppenunterricht wieder angestrebt wird. Die Lehre wurde von hauptamtlichen Dozenten geleistet, die haben das sehr gut gemacht. Außer Medizin hatten wir auch noch regelmäßig Seminare in Marxismus/Leninismus. Aber da hat kaum einer so richtig zugehört.“

Am Ende des Studiums gab es keine Multiple-Choice-Prüfung, sondern ein mündliches Examen in 31 medizinischen Fächern. Dazu kam eine Diplomarbeit, danach war man Diplom-Mediziner. Eine Doktorarbeit hat längst nicht jeder gemacht. Dazu wurden wieder die etwa 30 Prozent Besten ausgewählt, und die bekamen ein Jahr lang ein Forschungsstipendium in Höhe von 600 Euro pro Monat.“ hlo